



Friedensdienst am Volk



## Vom Soldatsein – Berufung oder Job?

Der Soldat leistet Dienst am Vaterland wie kein anderer Bürger des Staates. Soldatsein kann deshalb schon kein Beruf wie jeder andere sein. Der Soldat hat sein eigenes Ethos. Denn keinem anderen Berufsstand ist es kraft Gesetzes vorgeschrieben und gestattet, zur Erfüllung eines Auftrages im äußersten Notfall andere Menschen in den Tod führen zu müssen.

Dies wurde auch von Planern der Bundeswehr, die bewusst mit vielen Überlieferungen gebrochen hatten, anerkannt. Dennoch wünschten sie einen neuen Soldaten-Typ: den sich möglichst zivil gebenden „Staatsbürger in Uniform“. Zugleich wurde die Notwendigkeit gesehen, dass nach wie vor der Infanterist, der unerschrockene harte Einzelkämpfer, den letzten Rückhalt gibt. In diesem Spannungsfeld erfolgte von Anfang an die Ausbildung und Erziehung der Soldaten.

Von den Soldaten und vor allem von Vorgesetzten wurde das Praktizieren der zeitlos gültigen „soldatischen Tugenden“ erwartet. Dieses sind: Tapferkeit, Ritterlichkeit, Gerechtigkeit, Fürsorge, Kameradschaft, Treue, Disziplin, Entschlossenheit, Standhaftigkeit, Verzicht und Opferbereitschaft. Ohne diese Tugenden gibt es kein Soldatentum mit Selbstachtung und keine Einsatzbereitschaft.

Wie hoch diese Tugenden eingestuft wurden, ist daraus ersichtlich, dass in der Eides- und Gelöbnisformel die Treue und Tapferkeit besonders hervorgehoben werden. Tapfer sein heißt für den Soldaten, in gefährlicher Situation die eigene Todesangst zu überwinden und seine befohlene Pflicht zu tun. Diese Pflicht schließt die Bereitschaft ein, zu sterben. Den Vorgesetzten, Offizieren und Unterführern, kommt dabei eine besondere Stellung zu. Von ihnen wird erwartet, dass sie gefestigte, in sich ruhende Persönlichkeiten mit Vorbildcharakter sind. Dies erfordert ein hohes Maß an Selbstdisziplin und Askese. Pflicht, Disziplin und Mut gelten als unverzichtbare Bestandteile jedes soldatischen Handelns.

Als ein Manko für das Innere Gefüge der jungen Bundeswehr erwies sich jedoch, dass die erste Bundeswehr-Führungsschicht kaum Erfahrungen als Kompaniechefs und Bataillonskommandeure besaß. Ihnen fehlten wertvolle und prägende Erlebnisse im Umgang mit den einfachen Soldaten. So wurde auf Wunsch der Politiker am grünen Tisch ein fabelhafter neuer Soldatentyp kreiert. Das idealtypische Leitbild besaß aber den Geburtsfehler, dass es diesen Soldaten in der Realität kaum gab. Zahlreiche höhere Militärs, auch die Tapferen von einst, zeigten allerdings nach oben oft wenig Zivilcourage und unterließen es, mit den notwendigen Gegenvorstellungen hervorzutreten. Vielmehr wurde geschwiegen und gekuscht. Die politische Klasse hatte den Soldaten den Schneid abgekauft.

Der Schwerpunkt lag in der Ausbildung von Soldaten, denen die Handhabung ihrer Waffen

und das taktische Verhalten für den Ernstfall beigebracht wurde. Der mitreißende Kämpfer oder gar Haudegen war jedoch nicht mehr erwünscht. Der Erziehung der jungen Männer zum Soldaten widmete man sich nur mit halben Herzen. Über die Jahre verabschiedete man sich von der klassischen Erziehung des Soldaten weitgehend. Der Mut zu einer kriegstauglichen Truppenerziehung fehlte. Eine kraftvolle Führung, die diesen Namen verdient hätte, war nicht mehr erkennbar.

Stattdessen verleitete der hohe Grad der Technisierung der Streitkräfte die politische wie militärische Spitze dazu, sich immer mehr den Gepflogenheiten der zivilen Gesellschaft anzupassen. Die Bundeswehr warb nicht wie eine Armee, sondern wie ein Wirtschaftsunternehmen um Nachwuchs und sprach nicht vom „Dienen“ und „Soldatsein“, sondern vom

„Arbeitsplatz“. Der Nachwuchs wurde mit zivilberuflich verwertbaren Ausbildungen gelockt. Daß aber eine Armee ohne Pathos gerade eine Armee ohne Freiwillige ist, wurde ignoriert. Der jahrzehntelange Mangel an Freiwilligen, die sich bewusst der besonderen (!) Aufgabe und Pflicht des Soldatseins zuwenden wollten, legte die Fehleinschätzung der Bundeswehrführung offen. Sie verkannten, dass die meisten Jugendlichen keineswegs nur die Technik suchten, sondern das farbige, bewegte und freudige Leben einer soldatischen Gemeinschaft, in der eine für Außenstehende nur schwer nachzuempfindende Kameradschaft gelebt wurde.

Der Dienst an der Gemeinschaft wurde zunehmend nur noch an wirtschaftlichen Kriterien gemessen. So gab es für viele Tätigkeiten finanzielle Zulagen. Dies gipfelte darin, dass die ureigenste Aufgabe des Soldaten, nämlich in der Natur bei Wind und Wetter Gefechtsdienst zu leisten, in einer besonderen finanziellen Außendienstzulage, von den Soldaten „Buschgeld“ genannt, entlohnt wurde.

Zahlreiche fast schon truppenfeindliche Maßnahmen und Weisungen einer oft truppenfernen Führung führten schließlich dazu, dass im Laufe der Jahre – ähnlich wie in der Politik – sich das militärische Establishment von der Truppe geistig immer mehr entfernte und die Schere weit auseinander klappte.

### Die Wehrpflichtigen

Etwa neun Millionen Wehrpflichtige haben in den vergangenen 50 Jahren in der Bundeswehr gedient. Sie waren mehr als 30 Jahre das Rückgrat der Armee und stellten fast die Hälfte

#### Dauer der Wehrpflicht

1957 bis 1961:	12 Monate
1962 bis 1972:	18 Monate
1973 bis 1989:	15 Monate
1990 bis 1995:	12 Monate
1996 bis 2001:	10 Monate
seit 2002:	9 Monate

des Gesamtpersonals. Im Kriegsfall wären die aktiven Truppenteile durch Hunderttausende von Reservisten, sprich wehrpflichtigen Soldaten, ergänzt worden. Etwa 30 Prozent des Offiziersnachwuchses und sogar 50 Prozent des Unteroffiziersnachwuchses wurden aus den Wehrpflichtigenreihen gewonnen.

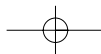
Die ersten Wochen in der Bundeswehr prägten den Gesamteindruck, der später kaum noch zu revidieren war. Das Auftreten der Unteroffiziere und Stabsunteroffiziere, die täglich unmittelbar mit den jungen Rekruten zu tun hatten, war entscheidend. Sie vermittelten die ersten Bilder vom Soldatsein – positive, wie negative. Bis heute gilt: „Beim Bund“, wie der Dienst bei der Bundeswehr umschrieben wird, beginnt eine andere Welt. Viele Jugendliche fürchteten den Wehrdienst.



*Der junge Soldat ist eingekleidet.*



*Der Spind ist vorschriftsmäßig eingerichtet.*





*Nach dem Wecken erfolgt die Morgenwäsche.*



*Fertigmachen zum Dienst: Auf der Stube wird „gerüdel“.*

Die Bundeswehr war knapp ein Jahr alt, als am 1. April 1957 die ersten 9773 Mann des Jahrgangs 1937 als Wehrpflichtige einrückten. Ihre Altersgenossen, die ein oder drei Jahre älter waren, wurden als „weiße Jahrgänge“ nicht eingezogen. Die Wehrpflichtigen von 1957 kamen - von Ausnahmen abgesehen - nicht gerne „zum Bund“. Viele von ihnen sahen mit dem Aufbau der Bundeswehr eine neue Kriegsgefahr heraufziehen. Die Schrecken des Zweiten Weltkrieges wie die Bombenangriffe, Gefallenen- und Vermisstennachrichten sowie Flucht und Vertreibung hatten sie damals als Kinder selbst miterlebt.

Das Bild des Soldaten war infolge des verlorenen Krieges natürlich oft negativ. Aber auch die neue Wehrgerechtigkeit spielte eine Rolle. Nur ein Teil der zum Wehrdienst heranstehenden jungen Männer wurde einberufen. Sie „dienten, während die anderen verdienten“, so hieß es nicht zu Unrecht. Dieses Verhältnis war in einer Zeit, in der die materiellen Wünsche schon oben an standen, schwer zu ertragen. Der stei-



*Eine Gruppe Rekruten ist zur Formalausbildung angetreten.*

gende Wohlstand und die der Jugend immer großzügiger gewährten Freiheiten hatten zudem das Verständnis dafür verkümmern lassen, daß der Staatsbürger nicht nur Rechte hat, sondern auch Pflichten übernehmen muß - Pflichten, wie eben die des Wehrdienstes.

#### „Weiße Jahrgänge“

Als „weiße Jahrgänge“ wurden die Geburtsjahrgänge bezeichnet, deren Personen nicht mehr im Krieg zum Wehrdienst einberufen worden sind. Im Wehrpflichtgesetz, das am 22. Juli 1956 in Kraft trat, heißt es, dass alle „Männer vom vollendeten 18. Lebensjahr an, die Deutsche im Sinne des Grundgesetzes sind“ der Wehrpflicht unterliegen. Die ersten Wehrpflichtigen, die am 1. April 1957 zur Bundeswehr einberufen wurden, gehörten dem Geburtsjahrgang 1937 an, die ältesten dieser Rekruten waren am 1. Juli 1937 geboren. Insofern gelten alle Jahrgänge von 1929 bis 1936 als „weiße Jahrgänge“. Als Untergrenze für die „weißen Jahrgänge“ wurden oft die Jahrgänge 1929 oder 1930 genannt. Der Begriff „weißer Jahrgang“ findet sich jedoch in keinem Gesetz.

Der Sinn des Waffendienstes, der Sinn und Zweck der Bundeswehr und die kommunistische Bedrohung von außen waren den jungen wehrpflichtigen Soldaten beim Dienst Eintritt weitgehend bewußt. Sie alle hatten die Berlin-Blockade 1948/49, die Vorgänge vom 17. Juni 1953 in der DDR und den Aufstand in Ungarn 1956, der erst knapp ein halbes Jahr zurücklag, noch in deutlicher Erinnerung.

Natürlich waren für die altgedienten, kriegserfahrenen und die vom Bundesgrenzschutz kommenden Soldaten die ersten Wehrpflichtigen „unbekannte Wesen“, die man erst einmal vorsichtig an das, was sie unter Soldatsein verstanden, heranführen und gewöhnen mußten. Als beispielsweise die ersten Rekruten in die Kaserne in Hemer einrückten, waren die Betten schon überzogen. Mittags gab es „Blindes Huhn“, ein Ragout aus Schwein und Rind mit Leipziger Allerlei, zum Frühstück ein Ei oder Wurst, sonntags Bohnenkaffee und Kuchen, und die Marmelade war nicht rationiert. Die Eltern konnten ihre Söhne am ersten Tag in die Kaserne begleiten und bestaunten die Schaumgummimatratze. Schließlich hatte der Vater in seiner eigenen Rekrutenzeit noch einen Strohsack gestopft.

„Es war nicht viel, was wir bekamen. Und was wir erhielten, war zu weit, zu kurz oder zu lang“, erzählte ein Wehrpflichtiger des Jahrgangs 1937. Der Schlafsack war eine Decke mit Reißver-

schluß und unten offen, die Schnürschuhe mit „Nato-Gamaschen“ ungewohnt und die Kleidung fühlte sich rau an. Nach sechs Wochen, die Grußabnahme lag gerade hinter den jungen Soldaten, durften diese zum ersten Mal in Uniform die Kaserne verlassen. Von der Bevölkerung wurden sie mitunter sogar eingeladen, denn diese wusste, dass die Wehrpflichtigen nur zwei Mark Wehrsold täglich bekamen.

Die erste Heimfahrt wurde nach drei Monaten erlaubt und sie dauerte per Bahn meist Stunden. Denn die Masse der Soldaten war mehrere hundert Kilometer von ihrem Heimatort entfernt. Bewusst wurden Rekruten aus Norddeutschland in süddeutsche Garnisonen und umgekehrt eingezogen, um die „Landsmannschaftliche Verwülfelung“ zu fördern. Weil die Fahrkarte nach Hause für viele Soldaten aber sehr teuer war, blieben sie meist mit den Kameraden in der Kaserne. Dies hatte zur Folge, dass die überwiegend kriegserfahrenen Ausbilder sich intensiv ihren Soldaten widmeten.

Das Auftreten der jungen Bundeswehrsoldaten in der Öffentlichkeit, ihre körperliche Haltung und ihr Anzug entsprachen selten den Vorstellungen vom äußeren Bild des deutschen Soldaten und dem, was die Bevölkerung von ihm erwartete. Der Hang zu Lässigem, ja Saloppem, war deutlich zu spüren. Vielen jungen Vorgesetzten fehlte der Blick und die Entschlußkraft zum Eingreifen, um Mängel abzustellen. Die zudem recht missratene Uniform war für die meisten Soldaten in der Freizeit eine unbequeme Zwangsjacke, die sie ablegten, wo immer sie konnten, und das betraf alle Dienstgrade.

Die jungen Soldaten bemühten sich, ihren Dienst „ordentlich und pflichttreu zu leisten“, hieß es. Fälle, in denen Wehrpflichtige während ihrer Dienstzeit in der Truppe den Antrag stellten, als Kriegsdienstverweigerer anerkannt zu werden, gab es aber damals nicht.

Der Jahrgang 1937 trat respektvoll-lässig auf. Die Disziplin im täglichen Dienst war befriedigend, oft auch gut. Allerdings wurden zahlreiche Fälle von unerlaubter Entfernung von der Truppe registriert. Diese traten meist dann auf, wenn es im privaten häuslichen Umfeld Ärger gegeben hatte. Hieran zeigte sich, daß die innere Bindung an den Dienstherrn, die man einzuhalten gelobt hatte, nicht sehr stark war. Auch eine gewisse Laxheit bei der Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die sich im zivilberuflichen Leben breitzumachen begann, übernahm mancher Wehrpflichtige unbewußt auch als Soldat. Erfahrene Unteroffiziere sorgten jedoch rasch für die Wiederherstellung der soldatischen Ordnung.

Überall dort, wo die 20jährigen Wehrpflichtigen mit der neuzeitlichen Waffentechnik in Berührung kamen und der Dienst deshalb für sie interessant war, fiel ihnen das Mitmachen leichter als in Einheiten mit vielen Verwaltungsaufgaben oder gar Wachdiensten. Allerdings

